

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 2.

Er erscheint allmonatlich.

1917.



Der Strom.

Den Strom beneid' ich! Frisch durchs Leben eilen,
Welch köstlich Loß! Bald lähn die Bahn zu finden
Durch Klippen, bald durch Blumen sanft sich winden,
Und Freud' und Leben ringsum auszuteilen.

Rasch weiß er, was am Ufer auch mag weiden,
Auf seinem Lauf sich liebend zu verbinden,
Kein Blümchen, noch so einfach, darf entschwinden,
Er grüßt es spiegelnd doch im Vorwärtseilen.

Und trübt ein plumper Stein voll Reid die Welle,
Setzt er den Schlamm gar bald am Boden nieder,
Und zeigt in klarer Flut den Himmel wieder.

So eilt er, fragend nicht zu welcher Stelle,
Bis daß, vertrauensvoll an seinem Ziel,
Dem ew'gen Meer er an den Busen fiel.

Adolf Glaier.

Wie der Franzl zu seiner Lebensweisheit kam.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Ost, wenn ich so in die Stadt komme und die Buben und Mäd'el sehe, wie altklug und naseweis sie auf ihre jungen Jahre sind, muß ich an einen gewissen Franzl denken, den ich einmal recht gut gekannt habe. Dieser Franzl nämlich hat oft, wenn sich die Gelegenheit dazu schiedte, den Ausspruch getan: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

In der Stadt ist es aber so, daß die Buben schon alles wissen, und die Mädchen sind erst ganz geschiedt. In der Stadt lernen sie auch schon soviel in der Schule, als sollten die Buben lauter Professoren und Ratsherren werden. Und was gibt es außerhalb der Schule nicht alles zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken! Die Schaufenster, die Linos, allerhand Ausstellungen und Festlichkeiten drängen sich in Sinn und Seele und so kommt es, daß die Stadtkinder schon alles kennen, vieles, ehe sie sollten. Aber einen laufenden Hasen und eine lebendige Lerche haben wohl die wenigsten von ihnen gesehen. Dafür können sie nichts; auch dafür nicht, daß sie schon soviel wissen und erfahren, was in späteren Jahren auch noch früh genug wäre. Daran sind die Großen schuld, die sich in Gegenwart der Kinder oft kein Blatt vor den Mund nehmen und auch in ihrem Benehmen Argernis geben, ohne es zu wollen. Bei den Bauern hat man Ehrfurcht und Rücksicht auf die Kinderseele und alles ist still, wenn „Schindel auf dem Dach“ sind, das will heißen, wenn Kinder etwas Unziemliches sehen oder hören könnten, was für ihr Alter noch nicht paßt.

Wie aber der Franzl zu seiner Weisheit kam, will ich jetzt erzählen: Als er noch ganz klein war und eben erst laufen konnte, hopfte er einmal die Dorfstraße hinunter. Vor dem Blasbadofen blieb er stehen, weil die Blaslin gerade schürte. Es war ein großes, lustiges Feuer im Ofen, in dem die Blaslin mit einem langen, eisernen Schürhaken herumstach und die Glut auf den Backherd gleichmäßig verteilte. Wie das geschehen war, legte sie das glühende Eisen neben sich ins taufrische Gras. Da stieg dem gleich eine heftige, zischende Rauchwolke auf und der Franzl wunderte sich: da ist Rauch, aber kein Feuer. So etwas hatte er noch gar nie gesehen und das mußte er gründlich untersuchen. Er ging hin und hob den Hasen auf.

Weil er ihn aber am falschen Ende erwischte, schrie er gleich gottsjämmerlich und ließ das Eisen wieder fall'n. Und die Blaslin schimpfte ihn noch dazu: „Du dummer Bub, schau, warum bist so neugierig.“

In dem Sommer ist der Franzl ganz brav gewesen, hat nichts mehr angerührt, was nach Heißein hergesehen hat, und hat sich auch nicht mehr verbrannt.

Im Winter aber ist das anders, da ist's nicht mehr so heiß. Wie sich der Reittknecht einmal einen Eisstock macht, schaut ihm der Franzl zu, und wie er fertig ist, der Stod, fragt er ihn gleich, wie man das Eisstücken macht. „Das geht so“, sagt der Knecht, und schupst den Stod über den Stubenboden hin. „Laß mich's auch probieren“, sagt der Franzl. „Gleich“, sagt der Knecht, aber weil er ein rechter Schlanke ist, lockert er erst den Handgriff, und wie der Franzl dann zum Schwung ausholen will, fällt ihm der Stod gerade auf die Fehen und der Griff bleibt ihm in der Hand. „Du bist ein dummer Bub“, sagt der boshafte Knecht. „Geh' heim zu Deiner Mutter und wein' Dich aus!“

Es ist wieder eine Zeitlang gut und der Franzl hütet sich vor allen Schürhaken und Eisstöcken, wie der Fankel*) vor dem Weihbrunnen. Im Herbst darauf ist er aber einmal beim Weigl, da macht die Großdirn gerade ein großes Faß zu. Wie der Franzl in die Stube kommt, sieht er zwischen Faß und Deckel einen Spalt, wo man gerade die Nase noch hineinstecken kann. Und weil es kein Eisstock, auch kein Schürhaken, sondern bloß ein Krautfaß ist, steckt er richtig die Nase in den Spalt. Er weiß nämlich nicht gewiß, ob in dem Faß wirklich Kraut ist; es können auch Mostäpfel sein. Aber jetzt dreht die Dirn geschwind an dem Schraubengewinde und die Nase ist eingezwängt. Der Franzl schreit, als wenn er am Meißel steden läte, und hat seitdem eine breite Nase. Die Dirn aber lacht ihn bloß aus und sagt: „Mer! Dir's, man muß nicht überall seine Nase hineinstecken, und kleine Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

Das läßt sich der Franzl wohl gesagt sein und wenn es etwas ist, wo man wieder Finger, Fehen oder Nase verkehren könnte, fragt er erst lieber und schaut sich die Dinge mit den Augen an und nicht mit der Hand oder der Nase. Wenn ihn aber jemand zu einer Spitzbuberei oder sonst etwas haben will, wobei man Schaden nehmen könnte, bedankt sich der Franzl schön und sagt: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

Wie die Leute sehen, daß sie den Franzl nicht mehr foppen und an der Nase herumführen können, lassen sie ihn stehen. So kommt er ohne weiteren Spott und Schaden durch seine Kinder- und Schuljahre.

Aber man bleibt nicht immer ein kleiner Franzl, sondern wird auch einmal ein großer Franzl, so groß und geschiedt, daß man selber schon kleine Buben ausschmieren könnte. Aber das tut unser Franzl nicht, weil er selber weiß, wie es ist, wenn man eine heiße Feuerzunge ansaßt, oder wenn einem ein Eisstock auf die Fehen fällt, oder wenn man gar die Nase zwischen Faß und Deckel bringt.

Der Franzl denkt sich vielmehr: „Auch die großen Buben brauchen nicht alles zu wissen.“ Denn jetzt gibt es allerhand Sachen, wo die großen Buben ihre Nasen hineinstecken. Die Feuerzange wird ein Wirtshaus, der Eisstock eine liederliche Gesellschaft und das Krautfaß ein Bierfaß.

Der Franzl aber bleibt rechtschaffen bei der Ordnung und geht an den Wirtshäusern, wenn sie auch noch so geschiedt reden und laut schreien drinnen, schön ruhig vorbei. Und daheim bei der Mutter ist's an Sonntagnachmittagen wohl ebenso schön wie auf dem Radfahrerballe. Da hat man andern Tags wieder

*) Böser Feind.

frischen Mut und alles freut einen ganz anders, als wenn man einen wüsten und schweren Kopf hat.

Einmal ist Tanzmusik im Pfarrdorf drüben. Die Musik tut so schön und der Franzl geht halt hinüber. Die Eltern haben neulich ein ernstes Wort mit ihm geredet. Sie sind alt und möchten ihm den Hof übergeben. Und es wäre ihnen recht, wenn er bald eine Hochzeiterin brächte. Die Hochzeiterinnen bekommt man aber auf dem Tanzboden, hatte er einmal gehört, und geht hin. Wie er aber vor dem Wirtshaus steht und das Gewergel hört. Kommt es ihm so dumm vor, als wenn eine Menagerie von Affen närrisch geworden wäre. Ganz heiß weht es ihm aus der Tür entgegen; vielleicht ist gar ein Schürhaken drinnen, an dem man sich die Finger verbrennen könnte. . . . Und Tanzen kann er ja auch nicht, fällt ihm ein. Was täte er also drinnen? Sich auslachen lassen wie ein kleiner Bub?

Geh, denkt er sich, die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen! Dreht sich um und geht. Weil er sich aber vor den Eltern geniert, wenn er schon wieder heimkäme, macht er einen Umweg über das Frauenbrännl. — Das Frauenbrännl ist eine Kapelle im Wald, da betet er vor dem Muttergottesbild, die liebe Frau möchte ihm beistehen, daß er eine rechte Hochzeiterin findet. Und ganz leicht und froh geht er dann heim.

Jetzt meint ihr wohl, die liebe Frau tut gleich ein Wunder dem guten Franzl zu lieb. — Heute noch nicht. —

Aber wie es schon sein will, am nächsten Sonntag geht der Franzl wieder dem Frauenbrännl zu. Er denkt an gar keine Hochzeiterin, aber der Weg durch die Felder und dann durch den Hochwald hinauf ist jetzt im Frühjahr so schön, daß er gar nicht wüßt, wo er lieber hingehen möcht'.

Wie er aber heute zum Frauenbrännl hinaufkommt und ins Kirchein hineingeht, ist's ihm, als ob zwei liebe Frauen darinnen wären, die himmlische und eine irdische. Weil aber die Erde dem Himmel dienen muß und all's Irdische zu Gottes Preis geschaffen ist, tut das Dirndl dort am Altare ganz recht, wenn sie der Himmelmutter einen Kranz von Esen und Waldblumen um die Guldentrone schlingt. Ist das nicht das Weberdirndl, die Resie?

Wie aber der Franzl so unvermutet vor ihr steht, erschrickt sie ein wenig; dann sagt sie: „Ich hab' der lieben Frau ein paar Blümel gebracht, weil gar so viele blühen jetzt. Und kein Mensch denkt an die Muttergottes im Frauenbrännl. Was suchst denn Du da?“

Der Franzl schaut erst eine Weile, ob er es sagen darf, was er gern möchte. Sie gehen mitsammen hinaus und draußen sagt er es ihr, der Weberresie.

„Weil Du mich fragst“, sagt er, „muß ich Dir's schon sagen, auch wie's ist und was ich such'. Die Eltern möchten mir übergeben, und zum Übernehmen brauch' ich eine Hochzeiterin. Weil ich mir aber auf dem Tanzboden um keine umschau'n mag, hab' ich mir gedacht, gehst zu der lieben Frau ins Frauenbrännl, vielleicht weißt du die eine. Und richtig, heut' bin ich's zweite Mal da und find' mir schon eine auch.“

„Da wünsch' ich Dir halt recht Glück dazu“, sagt das Weberdirndl und will gehen, weil es sich nicht schickt, daß man mit einem jungen Mannsbild im Wald herumsteht. —

„Halt“, sagt der Franzl „wir haben ja noch gar nicht ausgeredet. Was tätest denn sagen, wenn ich Dich bitten tät', Du sollst meine Hochzeiterin werden?“

„Ich?“ sagt das Dirndl. „Ich?“

„Ja, Du, Dich mein' ich. Mir ist's grad', als hätt' uns die liebe Frau da zusammengeben. Sag', wie ist Dir?“

„Ja, wenn Du so meinst, ist's mir recht und ich sag' nicht nein. Redest halt mit meinen Leuten, ob sie mich herlassen, und mit den Deinen, ob ich ihnen recht bin.“

Es ist allen recht, und über Jahr und Tag sind die zwei ein glückliches Paar. Und die liebe Frau im Frauenbrännl hat jetzt alleweil Blümel genug und die schönsten im Guldentrödlein. Und an den Sonntagen ist's ein so schöner Spaziergang hinauf in den Hochwald, und wenn sie zur Kapelle hinkommen, fragt der Franzl immer: „Weißt es noch?“ Freilich weiß sie's noch. Sie kann's ja nicht vergessen, schon weil er sie immer daran erinnert.

So ist alles recht und gut und schön geworden, und der Franzl weiß jetzt auch soviel wie die andern, hat aber keinen Schaden und keinen Spott, keine Händel und Prozesse, keine Feindschaften und Reibereien mit der Nachbarschaft.

Und oft denkt er sich: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“ Und die Großen auch nicht. Es kommt alles zu seiner Zeit, wenn man den lieben Gott walten läßt.

Der Krieg und die Vögel.

Die Frage, welche Wirkung der Krieg auf das Leben der Tiere ausübt, war seit jeher der Gegenstand eifriger Betrachtungen, und schon die Geschichte der ältesten Kämpfe weist verschiedenen Tierarten, namentlich den Vögeln, eine gewisse meist legendäre Rolle zu. Von den Gänsen des Kapitols in Rom bis zu den Brieftauben des Feldzuges 1870—71 ist eine ganze Reihe von Berichten über das Verhalten der Vögel im Kriege festgestellt. Da heute auch die Brieftauben durch den Telegraph und den Fernsprecher überflüssig wurden, können wir im jetzigen Kriege eigentlich nur das passive Verhalten der Vögel einer Beobachtung unterziehen. Und zwar handelt es sich hier, wie H. Krohn in seinen Betrachtungen im neuesten Heft des „Prometheus“ sehr richtig bemerkt, um zwei ziemlich getrennte Gebiete: nämlich um die Vögel in der Heimat und um diejenigen, die in der Kriegszone leben und daher direkt der Einwirkung der Schlachten ausgesetzt sind. Der Umstand, daß bereits Herbst- und Frühjahrswanderungen und auch eine Brutperiode in die Kriegszeit fallen, ermöglicht einen Überblick, der im allgemeinen keine sehr wesentlichen Veränderungen erkennen läßt. Im Kriegsgebiet konnte festgestellt werden, daß der Waffenlärm zahlreiche Vogelarten durchaus nicht beunruhigt. Ganz besonders scheinen die Singvögel in dieser Beziehung gleichgültig zu sein. So findet sich in einer älteren Mitteilung der „Straßburger Post“ die folgende bezeichnende Stelle: „Genau um Mitternacht weckte uns vor einigen Tagen das aus großer Ferne herüberdröhnende Geräusch eines heftigen Schießens. Infanterie- und Maschinengewehre wirkten mit Kanonen und Mörsergranaten zu einem beachtlichen Schlachtenlärm zusammen. Nach etlichen Minuten verstummte plötzlich das Krachen, Dröhnen und Knattern; unmittelbar aus dem wilden Aufbruch aber steigt sieghaft durch die Stille der jubelnde Schlag einer Nachtigall, die sich bisher eifrig, aber vergebens bemüht hatte, mit ihrer Stimme durchzudringen.“ Auch die Amseln und Finken achten kaum auf den Kriegslärm. Dagegen zeigen sich andere Vogelarten, wie die Elstern, empfindlicher. Daß aber alle Vögel sich zumindest in kurzer Zeit an den Kampflärm gewöhnen, geht aus einer Schilderung hervor, die eine italienische naturwissenschaftliche Zeitschrift über die Belagerung von Paris 1870 gibt. „Bevor noch der Einschließungsring geschlossen war,“ heißt es hier, „donnerten die Forts und die Batterien der Bastionen ununterbrochen Tag und Nacht. Bei den ersten Schüssen aus den großen Belagerungsgeschützen schwirrten die Spazier, Tauben und auch Amseln kreuz und quer durch die Luft. Die Verstärkung, die auch die Hülfner und Enten ergriffen hatte, hielt aber nur zwei oder drei Tage an. Dann zeigte jedes Tier wieder das an ihm gewohnte normale Benehmen. Man konnte beobachten, wie ganze Scharen von Sperlingen nach den Festungswerten zogen, um dort die fortgeworfenen Brotkrumen in aller Gemütsruhe zu verzehren, während wenige Schritte von ihnen entfernt die Riesengeschütze der Forts ihre furchtbare Stimme erschallen ließen.“ Auch die Zugvögel lassen sich wenig durch den Krieg in ihren Reisen beeinflussen. Die Erfahrung des deutsch-französischen Krieges lehrte, daß die Zugvögel sich zur Zeit der Belagerung in den Vorgärten der Pariser Häuser genau wie in den normalen Jahren einstellten. Selbstverständlich zeigen die Vögel in einer Gegend, in der sie sich nur vorübergehend aufhalten, nicht dieselbe Standhaftigkeit. Daraus erklärt sich das aufgestörte Umherstreifen der Seevogelscharen zur Zeit der belgischen Kämpfe an der Nordseeküste. Wirklich starke Wirkungen lassen sich meist nur beobachten, wenn zu dem Lärm auch noch andere, den Vogel direkt beeinflussende Hindernisse treten. So ist der Haussperling so sehr an die Nähe von Menschen gewöhnt und auch durch seine Nahrung von den menschlichen Wohnstätten abhängig, daß es nicht wunder nimmt, wenn die von Grund aus zerstörten französischen Ortschaften auch von den Sperlingen verlassen wurden. Auch die Verschleppung der Nester zwingt die Vögel zum Ortswechsel. In der Heimat wird das Vogelleben im Kriege hauptsächlich durch das Fehlen von Jägern, sowie durch die Sparmaßnahmen in der Landwirtschaft beeinflusst. Während der erstere Umstand eine Vermehrung der Raubvögel bewirkt, werden durch die neuen Moorulturen vielen Vogelarten bisher beliebte Anhaltorte entzogen. C. K.

Die Blume im Liede des Mittelalters.

Einer Sammlung Volkswörter aus der deutschen Scherz-, Sprech- und Gleichnisssprache, welche Hoffmann von Fallersleben in Wagners Archiv für die Geschichte der deutschen Sprache und Dichtung (1874) mitteilte, entnehmen wir folgende, aus dem 15. und 16. Jahrhundert stammende Lieberverse auf vollständige Blumenamen:

Augentrost (Euphrasia officinalis).

Ich kenn' ein Kraut, heißt Augentrost,
Hat manches Herzenlieb erlost,
Für Trauern gut, macht Freud und Mut,
Die Liebe tut
Alle Ding überwinden. (1602)

Ehrenpreis (Veronica).

Befich ich dir mit höchstem Fleiß
Das edle Kraut, heißt Ehrenpreis,
Ich lob dich wohl, wie ich dann soll,
Bist Tugend voll,
Ich preise dich mit Freuden. (1602)

Habmichlieb oder Zwergprimel (Primula minima).

Das Blümli, das ich meine,
Ist braun, steht auf dem Kieb,
Von Art ist so es kleine,
Es heißt nun Habmichlieb;
Das ist mir abgemähet
Wohl in dem Herzen mein.
Mein Lieb hat mich verschmähet,
Wie kann ich fröhlich sein? (16. Jahrh.)

Zelängerzeliieber (Lonicera caprifolium).

Das Kraut Zelängerzeliieber
An manchem Ende blüht,
Bringt oft ein heimlich Fieber,
Wer sich nicht dafür hüt. (16. Jahrh.)

Männertreu (Omphalodes scorpioides).

Männertreu tu mir erzeigen,
Mein holder werter Mann!
Männertreu gebührt dir eigen,
Drum nimm mich meiner an!
Männertreu beweis in Ehren,
Die bist du schuldig mir!
Ich will hinwieder lehren
Mein weiblich Treu zu dir. (16. Jahrh.)

Vergißmeinnicht (Myosotis palustris).

Ein plümlein heißt vergiß mein nit,
Des grünt stet in dem Herzen mein,
Das selbst plümlein weilt auch nit,
Ich mein das weiplich pilde fein. (15. Jahrh.)

Wegwart oder Arme-Länder-Blume (Cichorium Intybus).

Oh' daß ich laß das Weinen steh'n,
Will ich lieber auf die Wegscheid geh'n.
Dort will ich zu einer Feldblum' werden
Vormittags will ich schön aufblüh'n,
Nachmittags will ich traurig steh'n.
Wo alle Leute vorüber geh'n,
Da will ich immer traurig steh'n,
Was ist mit der armen Sünderin,
Daß sie da steht und blüht so blau?

Wohlgemut (Origanum vulgare).

Ein Blümlein auf der Heiden
Mit Namen Wohlgemut
Laß uns der liebe Gott wachsen.
Ist uns für Trauern gut.
Vergißmeinnit steht auch dabei:
Grüß mir sie Gott im Herzen,
Die mir die Liebste sei. (16. Jahrh.)

Blauer Buchweizen oder Tag und Nacht (Melampyrum nemorosum).

So wächst ein Kraut, heißt Tag und Nacht,
Manchem Herzenlieb Freude macht.
Die Liebe mag durch's Kläffers Sag'
Nacht oder Tag,
Mit nichten zerstört werden. (16. Jahrh.)

Aberglaube in früherer Zeit.

Der Pfarrer Sebastiani in Borsdorf machte am 6. Juni 1734 dem Generalsuperintendenten Dr. Lange in Idstein folgende Anzeige:

Nachdem es ortskundig war, daß Nicolai Männchens Magd, Anna Catharina Zimmerin, einen Knecht von Henriettenthal an sich zu bringen, allerlei abergläubische Mittel gebraucht, als ist sie festo Ascensionis Christi in Gegenwart des Kirchenjuniors Adam Heaheders darüber verhört worden. Sie referierte, es habe Georg Feldmanns Ehefrau ohnlängst sie gefragt, ob der Knecht von Fadenhofen noch zu ihr ginge, und da sie mit Nein geantwortet, habe sie folgende Mittel zu gebrauchen vorge schlagen:

Sie solle drei Hufstümpfe in der Schmiede um Gottes willen betteln, selbige morgens ungeprochen in das Mühlrad einschlagen und zwar den ersten in ihrem, den andern in des Knechts und den dritten in des Teufels Namen (der ausdrücklich dabei müßte genannt werden). Dabei müsse sie dann auch die drei höchsten Namen nennen, welche seien Gott, Vater usw., und dann müsse der Knecht auf die Stunde kommen.

Oder: Sie solle eine Käseige nehmen und die Löcher mit Käsemasse zuzumieren, darin einen Laubfrosch tun, die Seige zubinden, in einen Ameisenhaufen 24 Stunden stellen und dann wieder heraustrun. Als dann werde sie ein Häcklein an dem Laubfrosch finden, damit solle sie dem Mannskel in die Haare häckeln, dann müsse er bei ihr halten.

Oder: Sie solle zusehen, daß sie Haare von dem Knecht bekomme und dann aus drei Ecken seines Hutcs etwas abschaben, solches Haar und Abgeschabte zusammen in einen Beck tun und solches dem Knecht zu essen geben, dann müsse er zu ihr kommen und bei ihr halten.

Sie habe zwar das erste Mittel brauchen wollen, auch bereits die Nägel gebettelt gehabt und einschlagen wollen; allein weil ihr Brotherr und Frau solches durchaus nicht leiden wollen, habe sie das Weitere unterlassen und die letztere Mittel gar nicht geachtet.

Feldmanns Ehefrau leugnete zwar anfänglich alles, am letzten aber gestand sie das erstere, von den zwei letzten Mitteln aber wollte sie nichts wissen, gab dabei vor, sie habe das erstere von einer Frau, vulgo die Flapperkathrein genannt, gelernt.

Als drei Wochen später beide Frauen bei der Zulassung zum heiligen Abendmahl nachsuchten, schickte sie Pfarrer Sebastiani, weil noch keine Entscheidung eingetroffen war, persönlich zu dem Herrn Generalsuperintendenten. Da die Magd auf die ihr gemachte Vorstellung Neue und Leid über das Vorgegangene bezeugte und sich mit ihrem Unverstande hierbei entschuldigte, so wurde ihnen bedeutet, daß sie bei nächstbevorstehender Kirchenvisitation ihres Ansuchens halber weiteren Bericht erhalten sollten. Am 2. Juli wurde dann bei der Kirchenvisitation in Gegenwart der Kirchenjunioren ein nochmaliges Verhör angestellt. Während die Magd bei ihrer ersten Aussage verblich, wollte die Feldmännin durchaus nicht an sich kommen lassen, daß sie der Magd dergleichen Ratsschläge wirklich gegeben hätte, sondern dasjenige, was sie gesagt, bloß erzählungsweise vorgebracht habe. Die Sache wurde dann zu weiterer Untersuchung und Verfügung an den Hochfürstlichen Konsistorialkonvent übergeben. Die Akten verraten leider nicht, welche Kirchenbuße dieser verhängt hat. Jedenfalls wird die Strafe nicht zu schwer ausgefallen sein. Denn es war ein Glück für die Frauen, daß die Zeit der Hexenverbrennungen schon vorbei war.

Riemer.

Schnitz und Stücke.

Von Ferd. Thomas.

Der Verein „Heimat“ (Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte) bringt im Rahmen seiner Zeitschrift „Deutsche Gauen“ (Verlag D. G. Kaufbeuren, Ban.) unter dem vorstehenden Titel des öfteren vollständige Beiträge, die zum größten Teil dem unmittelbaren Verkehr mit dem

Volke entkammen und die Denkart desselben oft mit einigen Strichen zeichnen. Ähnliches hat ja auch schon die Leitung des „Landboten“ eingerichtet, indem sie kleinere Beiträge unter „Umschau“ veröffentlicht. Das Nachfolgende ist jedoch für die genannte Rubrik zu viel. Ich habe die Sachen schon längere Zeit daliegen und möchte sie nun „Suchenden“ nicht länger vorantreiben. Vielleicht sieht sich die verehrliche Redaktion veranlaßt, des öfteren derartige Beiträge zu bringen.*

Wie sprach der Pfaff von Frauenstein. — Als er eine Rede hielt? — „Das war ein braver Mann, der Zimmermann — Er hub schwer und trank schwer — Sein Wahl-spruch war: — „Holz hin! Branntwein her!“ (Biebrich a. Rh., 1911).

„Mit aam Baa' geht me nit aus em Haus,“ sagte einmal eine Bauersfrau zu uns, als wir, nachdem wir eine Tasse Kaffee bei ihr getrunken hatten, eine zweite dankend ablehnen wollten. (Kapselnboger.)

Schuster! — Sch . . . de nit, do hufst' de — Hufst' de nit nun sch . . . de nit — Is es aach kaan Schuster nit. (Biebrich a. Rh.)

Gille, gille, gille, wlastikum, — O marum, o marum, — Gille, gille, gille, wlastikum, — O marum, marum jeng, — Sie hot lan Hemb an, — Sie hot lan Hemb an. (Biebrich a. Rh.). Diesen Reim sangen wir oft bei den „Fahrenden Gesell'n“, keiner wußte etwas über seinen Ursprung. Gesungen wird das Lied in der Art, daß ein Mann den Vers singt, während die anderen stets hmnda, hmnda . . . singen.

Hie, haa, heuderum, — In alle Gasse warn me schunn, — Kaast de for en Kreizer Sand! (Schierstein a. Rh.). Diesen Reim sollen die Frauensteiner Sandverkäufer beim Fußsandverkauf in Schierstein gesungen haben.

Die Wiesbad'ner Meedcher — Die duhn sich so did, — Debei schaffe se all, — Uff de Kapsel. — — sawerik! (Wiesbaden).

Guten Tag, Herr Pitt, — Was bringt des Meedche mit? — Et Schleier unn en Federhut, — Des weht em Pittche gar zu gut. (Biebrich a. Rh.) Einem hiesigen Original als Spottvers nachgesungen.

Ich bin der Herr Pastor — Und predige euch was vor, — Und wenn ich nit mehr weiter kann, Dann jang ich wieder von vorne an. (Biebrich a. Rh.)

Heit is Kerb unn moje is Kerb — Bis de SUNDAG-owend, — Wenn ich bel mei Lisbett lomm, — Sahn ich gude Rowend. — Gude Rowend, Lisabett, — Hinner'm Owe steht bei Bett — Uffgedeckt unn zugebedt, — Gude Rowend, Lisabett. (Biebrich a. Rh.)

Es war emol en Schneiderlein, — Gehaase, Maaster Frit, — Der liebte ene Kichejer, — Die war so hold unn did, — Wenn mojen's sie die Miehle dreht, — Saß er in guter Ruh — Unn docht bei sich in seinem Sinn: — „Dah wär ich so e Instrument, — Daß me mich ach so nemme lennt, — Unn drickt mich voll Gefiehl, — Wie so e Kaffeemiehl. (Biebrich a. Rh.)

Umschau.

* **Förderung der Schafzucht.** Der Landrat des Kreises Biedenkopf hat einen Aufruf an die Gemeindevorstände erlassen, in denen er ihnen nahe legt, die Schafzucht, die bekanntlich im Hinterlande früher in hoher Blüte stand, wieder neu zu beleben und im Frühjahr in den Gemeinden, in denen die Schafherde ganz eingegangen ist, wieder eine solche zu bilden. Keine Gemeinde solle sich die großen Vorteile, die jetzt die Haltung einer Schafherde mit sich bringe, entgehen lassen.

= **Eine originelle Nagelprobe.** Ein origineller, aus dem 16. Jahrhundert stammender Brauch hat sich in Romrod (Hessen) erhalten. Bei der Neuwahl von Gemeinderatsmitgliedern wird nämlich das sogenannte Becherleeren geübt. Der dazu benützte Becher stammt aus dem Jahre 1594 und faßt drei Viertel Liter Wein. Die Altvorderen der heutigen Romroder hatten das Geßel aufgestellt, daß die neuen Gemeinderatsmitglieder diesen Becher auf einen Zug leeren mußten. Da man dem heutigen Geschlecht diese Trinkseligkeit nicht mehr zutraut, dürfen sie das Maß in drei Zügen bewältigen. Ist der Becher geleert, beginnt das „Tropfenzählen“. So viele

Tropfen nun, als der neue Ratmann im Becher gelassen hat, so viele Flaschen Wein muß er dem Gemeinderat stiften, die dann in fröhlicher Gemeinsamkeit vertilgt werden.

= **Su gihn die Gäng.** Unter diesem Titel ist vor Kriegsausbruch im Verlag der Limburger Vereinsdruckerei G. m. b. H. in Limburg a. d. L. ein gut ausgestattetes, sechzig Seiten umfassendes Büchlehen erschienen, das „Gebichte, wie et su gihet un wie mer schwägt im Nassauer Ländche,“ also Gebichte in Nassauer Mundart enthält. Uns ist das Werkchen, das unzweifelhaft zu einem der besten gehört, die von seiner Art in unserer engeren Heimat erschienen sind, erst jetzt bekannt geworden. Der Verfasser dieser durchweg in gutem Sinne humorvollen Gebichte, der sich hinter dem Pseudonym „Frik von Nassau“ verbirgt, spricht die Mundart des Kreises St. Goarshausen. In seinen von großer Reingewandtheit zeugenden Versen kommt eine gute Auffassung von dem treuherzigen Mutterwitz und dem oft ins Verblomische spielenden Humor der einfachen, schlichten Leute zum Ausdruck. „Su gihn die Gäng“ sei unseren Lesern warm empfohlen.

* „**Scheire Kaffi.**“ Das war noch eine selige Zeit, als man im Bauernhause den Bohnenkaffee „schier“ trank. Sie liegt soweit dahinten, daß man ihrer fast vergessen hat, und die Hausfrauen, die sonst so gerne plauderten bei einem Schälchen „Scheiren“, die haben längst sich an den Ersatz gewöhnt. Zwar hatte man sich zu Anfang des Krieges eine recht gute Portion gesichert, aber für solange war man doch nicht gerüstet. Den meisten fällt nichts bei dem Ersatz ein. Aber die echten „Kaffibrüder“ und die noch edleren „Kaffischwestern“ senden doch manchen „scheiren“ Seufzer in die schöne Vergangenheit. Nur der Bittersch Anton trinkt ihn noch „sch-sch-sch-scheier“. (Der Anton stottert ein bißchen, das tat er aber früher schon.) Western erst hat er's der Jule vom Bäderfranz heimlich verraten: „Ech drinken nur scheire Kaffi.“ Hoch erstaunt ist die darüber. Sie hatte schon längst davon kein Lot mehr im Hause. Bruchweise erzählt sie es der Nachbarin weiter. Die hat kürzere Haare, als die Jule und begreift den Anton besser als diese. „Donner Zeig,“ meint sie lachend, „scheire Kaffi hat er noch? Scheire-Kaffi meint der, Kaffi aus der Scheier (Scheune). Den drinke mer all.“ O. R. D.

= **Jedem das Seine!** Im Berliner „L.-A.“ erzählt einer die folgende Schurke: Im Fürstentum Waldeck bestand um das Jahr 1840 noch ein Gesetz, nach welchem der Förster von allen von ihm erteilten Strafen den vierten Teil bekam. In den ausgedehnten Waldungen des Dorfes Mandern hatte er eines Tages auch vier Schuljungen erwischt, die zwischen ihren trockenen Holzbündeln einige noch saftreiche Stöcke hatten verschwinden lassen. Wegen leichten Waldrevells wurden sie angezeigt und der alte Lehrer Schmittmann beauftragt, da kein Geld zu erlangen war, eine angemessene Schulstrafe zu erteilen. Der alte Herr lud zu einem bestimmten Tage den gesamten Ortsschulvorstand nebst dem Förster ein, damit sich alle von der richtigen Verteilung der verhängten Strafe überzeugen; auch sollte durch eine gewisse Feierlichkeit der Strafakt abschreckend auf die übrigen Kinder wirken. Alle haben Platz genommen; die Kinder bliden erwartungsvoll drein. Die vier armen Sünder schauen stumm zu Boden und ihre Augen feuchten sich. Feierlich beginnt der alte Schmittmann: „Die vier dort stehenden Duben haben das Forstgesetz übertreten. Da sie nicht im Besitze selbstverdienten Geldes sind, bin ich genötigt, eine angemessene Strafe über sie zu verhängen. (Allgemeines Kopfnicken des Ortsschulvorstandes und Försters.) Um aber recht und gerecht zu handeln, werde ich ganz genau nach dem Buchstaben des hier vorliegenden Gesetzes verfahren. (Noch tieferes Nicken der eben Nidenden.) Jeden Jungen verurteile ich zu 12 kräftigen Hieben über den hier bereitstehenden Stuhl. (Lautes Heulen der vier Sünder und ängstliches Dreinschauen der übrigen Kinder.) Vier mal zwölf ist 48. Von den Strafen bekommt der Förster den vierten Teil, macht von 48 Hieben 12. Da nun der Herr Förster in unmittelbarer Nähe des Strafstuhles steht, bitte ich ihn, sich sofort überzulegen.“ Schon hat der ernst dreinschauende Schmittmann die Hand nach ihm ausgestreckt, da verschwindet der erschrockene Förster mit einem gewaltigen Satz die enge Treppe hinauf und ruft dabei: „Ich will die Strafe schenken!“ Herzlich lachend entfernt sich der vorher verbucht dreinschauende Schulvorstand. Helle Freude strahlt von den tränenfeuchten Gesichtern der vier jugendlichen Holzdiebe, und fröhliches Murmeln, Schwätzen und Lachen herrscht unter den Kindern auf dem Schulwege.

* Mit dem größten Vergnügen, wenn wir sie haben und wenn sie sich zum Abdruck in der Beilage einer Tageszeitung eignen. D. Schriftst.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauester Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.